



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., C.: Zwei Werke über die Sprache : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

den vermehrten Aufgaben gewachsen zeigen und eine leitende Stellung in unserm öffentlichen Leben behaupten. Aber nur dann wird ein besoldeter Beamtenstand diese Stellung einnehmen können, wenn er mit seinem in der Regel geringen Besitze sowohl die Arbeitsgewohnheiten der untern Stände wie den ganzen Reichtum der Bildung und die Weite der Weltanschauung vereinigt, die in andern Ländern fast immer nur ein großes Vermögen ermöglicht. Möchte die Zivilverwaltung deshalb ein wenig dem glänzenden Beispiele der Leiter des Kriegswesens folgen, die nicht nur für die Übung ihrer Beamten im praktischen Dienste, sondern auch für ihre wissenschaftliche Ausbildung in immer vermehrtem Maße Sorge tragen.“



Zwei Werke über die Sprache

(Schluß)



Die Beobachtung der Tiere und der Kinder zeigt uns, wie die Sprachlaute entstehen, und auch von einzelnen Worten läßt sich genau nachweisen, wie sie entstanden sind. Naturlaute, Schreie und Ausrufe, die ein Affekt hervorgebracht hat, sind noch heute ein wenn auch nur sehr kleiner Bestandteil unsers Sprachschatzes: wir nennen sie Interjektionen. Einen bedeutend größern Bestandteil machen die Lautnachahmungen aus. Wundt unterscheidet Nachahmung des Lautes und Nachahmung durch den Laut. Nicht allein Tierstimmen, sondern auch Geräusche werden nachgeahmt, durch Wörter wie klatschen, klirren, donnern. Man dürfe sich jedoch, meint Wundt, die Sache nicht so vorstellen, als ob solche Wörter ursprünglich zur Bezeichnung dieser Geräusche und der sie hervorbringenden Tiere oder Gegenstände erfunden worden seien. Sondern sie seien entstanden als unwillkürliche Artikulationsbewegungen, die der wahrgenommene Schall erzeugt habe; der dabei entstandne Laut sei eine unbeabsichtigte Nebenwirkung gewesen, und erst später habe sich in einzelnen Fällen der Trieb nach Mitteilung der durch die Nachahmung entstandnen Laute zur Bezeichnung von Vorgängen und Dingen bemächtigt. Das erste ist also die durch den Eindruck hervorgerufne Lautgebärde. Auf derselben Fährte bewegt sich Mauthner. „Wer im fremden Lande, dessen Sprache er nicht kennt, »groß« sagen will, wird die Arme weit öffnen. Wer dort »klein« sagen will, wird die Handfläche nahe zusammenbringen. Wie nun, wenn sich auch der ganze Stimmapparat gern an der Gestikulation beteiligte? Wie, wenn Stimmröhre und Mund sich eng zusammenschließen, also »i« sagten, um einen kleinen Raum nachzuahmen, Stimmröhre und Mund, sich weiter öffnend, »o« sagten, um großen Raum nachzuahmen? Wie, wenn das bereits eine Metapher wäre? Wenn dann der Laut vom Raum auf die Zeit, auf Farben usw. übertragen würde?“ Durch den Laut werden Gesichtsbilder nachgeahmt; mit Wörtern wie baumeln, tockeln, wimmeln versuchen wir den Eindruck wiederzugeben, den eine geschaute Bewegung auf uns gemacht hat. Auch hier ist der Sprachlaut weder beabsichtigt noch

das erste, sondern er ist entstanden durch die Artikulationsbewegung, durch die Lautbewegung, mit der die Sprachorgane unwillkürlich auf den empfangnen Eindruck reagierten. Diese Klasse onomatopoetischer Bildungen, die nicht Schallnachahmungen, sondern nur Lautbilder von gesehenen Bildern sind, nennen die Sprachgelehrten Lautmetaphern, und zwar natürliche Metaphern im Gegensatz zu den künstlichen, absichtlichen der Dichter und der Redner. Mauthner gibt dem Wort eine viel weitere Bedeutung und läßt die ganze Sprache aus Metaphern bestehen.

Es ist, wie gesagt, nur ein kleiner Teil der Worte, den wir uns aus Naturlauten und aus nachahmenden Lautgebärden entstanden denken können. Die Entstehung der meisten Wörter der bekannten Sprachen bleibt in Dunkel gehüllt, nur gewisse Gesetze, die bei ihrer Entstehung und Umwandlung walten, glaubt man gefunden zu haben. Wundt kritisiert sie in den Abschnitten, die er „Der Lautwandel“ und „Die Wortbildung“ überschreibt. Er untersucht u. a. die Ursache der Sprech- und der Schreibfehler, die Mischsprachen in Grenzgebieten und in Ländern, die von einem Nationalitätengemisch bewohnt werden, die Wirkung von Analogien und Kontrasten (mit solchen beschäftigt sich auch Mauthner viel, den falschen Analogien zum Beispiel, die das Kind verleiten, Imperfekte wie „trinkte“ zu bilden). Zwei seiner Erklärungsversuche für allgemeine und große Wandlungen erscheinen besonders beachtenswert. „Betrachten wir die Porträtbilder eines Lukas Cranach und Hans Holbein, in denen sie Gelehrte und städtische Patrizier ihrer Zeit und Umgebung dargestellt haben, so treten uns hier meist starkknöchige, wie aus Holz geschnitzte Gesichter entgegen, wie sie uns heutzutage in der Studierstube oder in den Straßen unsrer deutschen Städte nicht mehr und nur noch da und dort bei dem Bauer, der hinter seinem Pfluge hergeht, begegnen. Nun kann man nicht zweifeln, daß sich mit diesen Veränderungen der Körpergestalt und des mimischen Ausdrucks auch Veränderungen der Sprachorgane verbinden. Leider ist aber der Phonograph erst eine moderne Erfindung. In der Zukunft mag es möglich sein, Aussprache, Betonung, Schnelligkeit und Rhythmus der Rede, wie sie innerhalb einer bestimmten Epoche gewesen sind, künftigen Generationen aufzubewahren. Uns entgeht dieses Hilfsmittel. Wir können uns keine Vorstellung davon machen, wie Friedrich der Große wirklich gesprochen hat; ja nicht einmal dies vermögen wir uns zureichend präzise zu vergegenwärtigen, wie zu seiner Zeit im allgemeinen gesprochen worden ist.“ Nur das scheint festzustehn, daß sich mit dem Körperbau, insbesondere mit dem Bau des Schädels, auch die Artikulation und die Klangfarbe der Sprachlaute ändern. Als Ursachen aber, die den Körperbau ändern, betrachtet Wundt die umgebende Natur, die Rassenmischung und die Kultur. Der Kulturfortschritt wirkt außerdem in der Weise auf die Sprache ein, daß er ihr Tempo beschleunigt, wie das aller übrigen Lebensäußerungen und Verrichtungen; man denke an das langsame, bedächtige, zögernde und stockende Sprechen der Bauern. Wundt erinnert daran, daß die Kompositionen Bachs, Haydns, Mozarts, Beethovens heut weit schneller gespielt werden als zu Lebzeiten der Komponisten, schließt daraus auf das Sprachtempo — daß dieses in älterer Zeit viel langsamer gewesen sei, lasse sich auch

aus dem Stil, der Umständlichkeit und Breite alter Schriftwerke erkennen — und sieht darin eine Hauptursache der Lautverschiebung: bei rascherem Sprechen werde aus duo zuerst two, dann zwo. Daß alles Sprechen assoziieren ist, und wie die Assoziation von Sprachlauten und die von Vorstellungen fortwährend ineinander eingreifen, wird ausführlich gezeigt. Assoziationen spielen eine große Rolle bei der Anpassung aufgenommener Fremdwörter an die eigne Sprache, und zwar häufig in der Form, die man Volksetymologie nennt. Diese macht Maulesel aus mulus, und umgewendten Napolium aus unguentum neapolitanum, Maulwurf aus Moltwurfe (Staubwerfer), Armbrust aus arcuballista, Höhenrauch aus Heirauch (heißer, trockner Rauch). Pudelnaf, wobei man an einen ins Wasser geworfenen Pudel denkt, hat nach Wundt wahrscheinlich ursprünglich pfudelnaf gelautet; weil aber der Ausdruck Pfudel für Pfütze verloren gegangen war, hat man sich das Bild anders zurechtgeschnitten. Mauthner, dessen einziger Gott der Zufall ist, findet auch zufällig, daß aus advocatus einmal Bogt und ein andresmal Advokat geworden sei. Wundt erklärt den scheinbaren Zufall. In frühen Kulturperioden und vor Ausbildung der Schriftsprache ergreift der assimilierende Volksmund bei der Aneignung von Worten aus fremden Sprachen auch den Stamm und modelt ihn nach seiner Bequemlichkeit um. „Je mehr sich dagegen die eigne Sprache gefestigt und die Aufmerksamkeit auf die Eigentümlichkeit des Fremdworts geschärft hat, um so mehr zieht sich der Assimilationsprozeß auf die Beziehungselemente [Endungen, Vorsilben] zurück und läßt den eigentlichen Wortkörper unangetastet.“ So haben die mittelalterlichen Deutschen aus advocatus Bogt, aus magister Meister, aus spesa (spensa) Speise gemacht, die eines schon halbgelehrten Zeitalters dagegen die Worte Advokat, Magister und Speise geschaffen. Ähnlich verhält es sich mit der Entstehung von Segen und Signal aus signum, von Kreuz und Kreuzifix aus crux und crucifixus.

Eine besondere Untersuchung wird den psychophysischen Bedingungen der Wortbildung gewidmet. Während bei den Lauten von vornherein klar ist, daß sie psychophysische Lebensäußerungen sind, schienen die Worte, als Ausdrücke von Begriffen, rein psychische Erzeugnisse zu sein, bis Broca den Zusammenhang der Sprachstörungen mit der nach ihm benannten Hirnpartie nachwies. Dieses Brocasche Sprachzentrum ist eine wohlumgrenzte Stelle der dritten Frontalwindung der linken, in Ausnahmefällen (wie es scheint vorzugsweise bei linkshändigen Menschen) der rechten Hirnhälfte. Wird dieser Teil verletzt, so vermag der Kranke zwar noch Laute hervorzubringen, aber keine Worte mehr auszusprechen. Andre Kranke vermögen zwar vorgesprochne Worte nachzusprechen, aber nicht selbständig die Gegenstände zu bezeichnen: sie haben die Beziehung der Worte zu den Begriffen, die sie bezeichnen, vergessen. Die erste Art von Störungen nennt man ataktische, die zweite amnestische Aphasie. Auch für diese ist die Stelle, deren Verletzung sie verursacht, gefunden worden: in der dem Brocaschen Zentrum gegenüberliegenden ersten linken Schläfenwindung. Diese beiden Zentra, das motorische und das sensorische, reichen jedoch nicht hin, alle Formen von Sprachstörung zu erklären (es gehören zu diesen u. a. die Worttaubheit und die Wortblindheit, die Alexie, Unfähigkeit zu lesen, genannt

wird). Unter der Nachwirkung von Gall's Phrenologie bildete man ein ganzes „System“ hypothetischer Lokalisationen aus und gelangte schließlich zu der Annahme, jede Vorstellung wohne in einer Hirnzelle wie in einem Kämmerchen. Die Heilung mancher Sprachstörungen erklärte man damit, daß noch unbefetzte Hirnzellen übrig gewesen, und daß die durch Zerstörung ihrer ursprünglichen Wohnung obdachlos gewordenen Worte und Erinnerungsbilder in solche leerstehende unquartiert worden seien. (Der Physiologe stellt den Vorgang natürlich mit etwas andern Worten dar.) Wundt zeigt die Unhaltbarkeit dieser Annahme. „Die Erkenntnis dringt durch, daß sich jeder noch so einfach erscheinende sprachliche Vorgang aus einer Fülle elementarer psychophysischer Funktionen verschiedener Art zusammensetzt und regelmäßig zugleich bestimmte Hilfsfunktionen in Anspruch nimmt, sodaß es völlig unmöglich erscheint, ihn an ein engbegrenztes Hirngebiet oder gar an eine einzelne Hirnzelle gebunden zu denken.“ In diesen in den Hirnzellen abgelagerten Erinnerungsbildern, meint er, erkenne man leicht „die Abkömmlinge jener Bildchen, die ein Empedokles und Demokrit von den Gegenständen sich ablösen und in Auge und Ohr eindringen ließen. Daß das Retinabild und die Klangwirkung im äußern Ohr nicht Gegenstände sind, die von außen in uns hereinwandern, sondern vergängliche und veränderliche Funktionen der Organe selbst, das weiß die Physiologie nachgerade — das Gehirn ist ihr immer noch unbekannt genug, um sich nach wie vor die abgelösten Bildchen in den Hirnzellen eingewandert und abgelagert zu denken.“ Die Lokalisierungshypothesen scheiterten schon an der Tatsache, daß mit tiefen Störungen des Wortgedächtnisses beinahe regelmäßig auch Störungen der Artikulationsfähigkeit verbunden seien, und diese Wechselbeziehung sei psychologisch nicht bloß begreiflich, sondern nahezu selbstverständlich. „Ist doch das akustische oder optische Wortbild so eng mit den Sprachbewegungen assoziiert, daß bei dem Naturmenschen, bei dem nicht willkürliche Hemmungen diese Assoziation teilweise gelöst haben, das gedachte oder gelesene Wort unvermeidlich in das gesprochne übergeht.“

Es werden nun die verschiedenen Gedächtnisstörungen, Sprach-, Lese- und Schreibfehler durchgenommen, wie sie bei ausgesprochen Hirnkranken, aber auch bei leidlich gefunden Menschen vorkommen, und es wird u. a. hervorgehoben, daß nicht, wie man vermuten sollte, die abstraktesten Redeteile wie Präpositionen und Konjunktionen zuerst vergessen werden, sondern die Namen von Dingen und Personen. Es erkläre sich das aber „aus der Wirksamkeit der Komplikation. Je fester ein Wort mit einer bestimmten sinnlichen Vorstellung assoziiert ist, um so leichter kann es aus dem Bewußtsein verschwinden, da es nun ganz und gar durch diese Vorstellung ersetzt werden kann. So vergessen wir Eigennamen uns bekannter Personen am leichtesten, weil uns, wenn wir an solche Personen denken, zunächst das Bild des Menschen selbst im Bewußtsein steht.“ Eigenschaften wie rot oder scharf dagegen kommen an vielen verschiedenen Gegenständen vor und bedürfen darum des Worts, wenn sie festgehalten werden sollen. Das steigert sich bei ganz abstrakten Worten, besonders bei den Partikeln, bei denen das Wort ganz allein den Begriff vertritt, sodaß sie ohne das Wort gar nicht gedacht werden können. Wenn wir an Personen und Dinge

denken, denken wir nicht jedesmal den Namen hinzu. Alle diese Vorgänge, führt Wundt aus, bedürfen freilich sowohl der physiologischen wie der psychologischen Zergliederung; doch muß diese immer als Führerin dienen, „nicht nur weil die psychische Seite der Störungen unsrer Beobachtung zugänglicher, sondern weil auch bei den mannigfachen Erscheinungen ihrer Korrelation und Kompensation die psychologische Deutung die näher liegende ist [wie wir dies eben gesehen haben in Beziehung auf die Reihenfolge, in der die Worte vergessen werden]. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Gehirnphysiologie ist jedoch überhaupt eine tiefer eindringende physiologische Funktionsanalyse völlig ausgeschlossen; und es ist nicht wahrscheinlich, daß sich dieser Zustand in absehbarer Zeit wesentlich ändern werde. Was die physiologische hier der psychologischen Betrachtungsweise zu bieten vermag, beschränkt sich vorläufig auf einen allgemeinen Gesichtspunkt, der, weil er sich in gleicher Weise für die physische wie für die psychische Seite der Erscheinungen bewährt, zugleich eine allgemeinere psychophysische Bedeutung besitzt. Er besteht in dem Prinzip der Funktionsübung. Dieses Prinzip sagt aus, daß jede Funktion, mag sie nun eine physische oder eine psychische oder beides zugleich sein, durch ihre Ausübung gesteigert, durch ihre Unterlassung vermindert und schließlich aufgehoben wird.“ Die psychologische Übung und Einwirkung kennt jeder schon vom Auswendiglernen in der Schule her; was bei der physiologischen, namentlich bei der die Nervenbahnen herstellenden vorgeht, wird von Wundt, so weit es erkennbar ist, ausführlich beschrieben.

In der Sprachwissenschaft haben längere Zeit hindurch die Wurzeln eine große Rolle gespielt. Man hat sie wohl für die ursprünglichen Worte gehalten. Sowohl Wundt als Mauthner zeigen, jeder in seiner Weise, daß sie das nicht sind; sie sind auch dort, wo sie sich am auffälligsten bemerkbar machen, in den semitischen Sprachen, nichts als Abstraktionen der Grammatiker. Man habe es hier, schreibt Wundt, mit einem botanischen Bilde zu tun. Aus dem vermeintlich ersten und ursprünglichsten Teile ließ man durch Angliederung weiterer Bestandteile den Stamm hervordachsen, der sich dann in die wirklichen Wörter verzweigte. „Die geschichtliche Betrachtung übertrug diese bildlichen Bezeichnungen auch noch auf das Verhältnis verschiedner Sprachen zueinander. Nun wurde daher die Einzelsprache selbst wieder der Zweig eines allgemeinen Sprachstammes, der schließlich eine ihm vorausgehende hypothetische Ursprache als seine Wurzel forderte. Dieses dem organischen Leben entnommene Begriffssystem wurde freilich bei der Schilderung der weitem Schicksale der Wörter und der auf der Höhe ihrer Entwicklung angelangten Sprachen meist wieder verlassen, indem man jetzt einen Prozeß der Verwitterung eintreten ließ, sodaß man sich das Gefüge der Sprache nun eigentlich unter dem Bilde einer Gesteinmasse dachte.“ Beide Forscher sind auch in der Ablehnung dieser Abstammungs- und Verwitterungstheorie einig. Sprachen sind keine unabhängigen Wesen, die sich fortpflanzten. Die Menschen stammen voneinander ab, die Sprachen und einzelne Wörter übernimmt ein Mensch, ein Volk vom andern. Mauthner geht vielleicht in seinem Radikalismus zu weit, wenn er meint, das Vorkommen ähnlicher Worte beweise gar nichts für den Zusammenhang zweier

Sprachen. Jede ändere sich fortwährend durch die Sprechgewohnheiten der einzelnen Individuen, und so entstünden unzählige zufällige Übereinstimmungen. Er hält auch die Einteilung der Sprachen in isolierende (chinesisch), agglutinierende (türkisch) und flektierende für nichtig. Bei dem Chinesischen verweist er lange und besonders bei der merkwürdigen Tatsache, daß die chinesische Schrift ganz unabhängig von der Sprache ist, sodaß jeder Chinese, der lesen kann, die ältesten Bücher versteht, obwohl sich die Sprache nicht weniger geändert hat als die deutsche in den zweitausend Jahren ihrer bekannten Geschichte. Diese Unabhängigkeit geht, wie jüngst ein Missionar in der Kölnischen Volkszeitung berichtete, so weit, daß wer die chinesische Schrift versteht, alle japanischen Inschriften und Bücher lesen kann, obwohl die japanische Sprache von der chinesischen ganz verschieden ist. Wundt erklärt wenigstens die Grenzen der drei Sprachgattungen für fließend und findet ebenso wie Mauthner, daß sich die modernen flektierenden Sprachen, allen voran die englische, immer mehr einerseits den isolierenden, andererseits den agglutinierenden nähern. Die Flexion wird immer armseliger, sodaß die Bedeutung des Wortes aus seiner Stellung im Satze erraten werden muß, und Wörter wie Landrecht, Eisenbahn, Dampfschiff sind nach Wundt Agglutinationen. Mauthner knüpft an die Agglutination: Herr Oberappellationsgerichtsrat, noch eine andre Betrachtung. Je nach den Umständen und der Betonung könne diese Anrede bedeuten: „Ein Herr in Ihrer Stellung wird doch einen armen Schreiber nicht um ein paar Groschen verkürzen wollen!“ Oder: „Ein älterer Herr in Ihrer Stellung sollte sich doch schämen, eine arme junge Bittstellerin um die Hüfte zu fassen!“ Oder: „Dienstlich bin ich zwar Ihr Untergebner, aber als Mann würde ich für jede Beleidigung Genugtuung fordern!“

Diese Deutung eines Ausrufs erinnert an eine weitere Übereinstimmung der beiden: sie lehren, daß nicht das Wort, sondern der Satz das erste gewesen ist. Bei den ersten Sprachversuchen hat immer ein ganzer Komplex von Vorstellungen, eine Gesamtvorstellung, geäußert oder mitgeteilt werden sollen, sei es in der Form eines Urteils (diese Speise schmeckt gut) oder eines Hilferufs (der Bär frißt mich!) oder eines Befehls (komm mit mir!). Die ersten Versuche dieser Art mögen sehr einfach gewesen sein; ein ganz kleines Wort kann den ganzen Gedankenkomplex ausgedrückt haben, etwa ein Demonstrativum wie: „da!“, meint Mauthner; was es bedeuten solle, entnahm der Hörende aus der Situation und der begleitenden Gebärde, wie heute noch beim Kinde. Nachdem dann mehrere hinzugefügte Laute, deren Bedeutung der Gebrauch allgemein verständlich machte, die Meinung näher erklärt hatten, sodaß die Mitteilung allenfalls auch ohne Gebärde und ohne den Anblick der genannten Gegenstände verstanden werden konnte, begann man sich bewußt zu werden, daß Lautgruppen, die in verschiedenen Lautverbindungen wiederkehren, etwas für sich seien; doch wird die Absonderung der Worte aus dem Satze immer erst nach Einführung von Schriftzeichen oder zugleich mit diesen vor sich gegangen sein. Vor Einführung der Schrift, schreibt Mauthner, hatte kein Mensch Veranlassung und Gelegenheit, die menschliche Sprache in Silben und Buchstaben aufzulösen, ja kaum in Worte. Die Verwandlung des Lateinischen ins Französische ver-

anschaulicht den Vorgang. Amavero ist ein ganzer Satz, zu dessen Wiedergabe der Franzose drei Worte braucht. Der Delaware-Indianer vermag gar mit einer einzigen Verbalform den Satz auszudrücken: „Er kommt mit dem Kahn und holt uns über den Fluß.“

Bei der Frage nun, wie die Worte ursprünglich entstanden sein mögen, heißt es bei Wundt, trennen sich, wie überall bei Problemen der Urgeschichte, die Aufgaben der Psychologie von denen der Geschichtswissenschaft. Diese vermag nur über die Veränderung schon fertiger Sprachen Aufschluß zu geben. Die Ursprache vermag zwar auch der Psychologe nicht wiederherzustellen; er kann nicht ermitteln, durch welche Laute sich die ersten redenden Menschen miteinander verständigt haben. Aber weil die Grundeigenschaften der menschlichen Natur dieselben bleiben, vermag er auf Grund der beobachteten Entwicklung des heutigen Kindes Vermutungen darüber anzustellen, wie ungefähr die Entwicklung der Sprache verlaufen sein mag.

Im zweiten Teile seines Werkes behandelt Wundt die Wortklassen, das Satzgefüge und den Bedeutungswandel; er ist also eine vom völkerpsychologischen Standpunkt aus geschriebne Grammatik. Bei Mauthner fallen die entsprechenden Partien rein negativ aus; die Antilogik erzeugt die Antigrammatik. Er eifert an vielen Stellen gegen die Forderungen der Korrektheit. „Der Blick auf ähnliche Vorgänge in der Naturgeschichte [daß nämlich die verschiedenen Tierformen nicht einem logischen Gesetz entsprechen, sondern zufällig geworden seien] muß uns lehren, weniger hart zu sein gegen das, was Schulmeister Fehler nennen und was bestimmte Volksgruppen an dem Sprachgebrauch anderer Gruppen fehlerhaft finden. Der fehlerhafte Sprachgebrauch von Kindern hat damit nichts zu tun; der mag von Eltern und Lehrern nach wie vor verbessert werden, weil ja Eltern und Lehrer nichts weiter wollen, als den Kindern das überliefern, was sie für den richtigen Sprachgebrauch halten. Einzelne ihrer angeblichen Fehler werden die Kinder schon später durchsehen. Aber das fehlerhafte Sprechen erwachsener Menschen ist etwas ganz anderes. Wenn der Schulmeister den Sprachgebrauch ganzer Volksstämme oder ganzer Gegenden fehlerhaft nennt und am liebsten mit roter Tinte ankreuzen möchte, so liegt darin eine Unverschämtheit der Schriftsprache gegen die Volkssprache, eine Unverschämtheit der Naturwissenschaft gegen die Natur; nebenbei eine ziemlich ohnmächtige Unverschämtheit. Wir sind in Deutschland von einer bureaukratisch geregelten Schriftsprache glücklicherweise verschont geblieben. Aber auch in Frankreich, wo seit Jahrhunderten eine Akademie sich abmüht, eine fehlerlose Sprache zu erreichen, geht das Leben oder die Natur über die Akademie hinweg. Die französische Sprache hat sich scheinbar seit zweihundert Jahren weniger verändert als die deutsche; man kann Bücher aus jener Zeit besser verstehen. In Wirklichkeit schreibt heute kein Mensch mehr in Paris wie Corneille. „Er führt das Urteil eines Sanskritgelehrten an, Pāninis Sanskrit sei niemals eine lebende Sprache gewesen. Die klassischen Dichter Indiens ließen ihre vornehmen Personen Sanskrit, die übrigen Prakrit, die lebende Sprache reden. Ganz ebenso mache es Shakespeare, der in seinen Versen die Leute eine Sprache reden läßt, die niemals gesprochen worden ist, während in den Prosastellen gewöhnliches

Englisch geredet wird. „Schillers Versdramen sind durchaus Sanskrit.“ Über den Unterschied von Sanskrit und Prakrit vermag ich nicht zu urteilen, und daß kein Engländer wie die Helden von Shakespeares Königsdramen, kein Deutscher wie die Jungfrau von Orleans redet, ist auch richtig, aber bei Shakespeare und Schiller und überhaupt in den modernen Versdramen liegt der Unterschied von der Prosasprache doch nicht in der Grammatik, in der Syntax und in der Abwandlung der Worte, sondern in der Bevorzugung vornehmer, der Ausschließung gemeiner Worte, in den gesuchten Wendungen und im häufigen Gebrauch von Bildern. Dieser Unterschied hat mit dem Unterschied zwischen grammatisch richtiger und falscher Sprache gar nichts zu schaffen. Nicht in den Sprachänderungen, schreibt Mauthner, die wir heute als Sprachfehler empfinden, und die morgen Sprachgebrauch sein können, steckt die Krankheit der Sprache. „Diese Sprachunrichtigkeiten sind Zeichen des Lebens; die Sprachrichtigkeit aber ist das Zeichen der Krankheit, der Vorbote des Todes. Niemand kann sagen, was tadellos richtiges Deutsch ist; wohl aber gibt es ein zweifellos richtiges ciceronianisches Latein.“ Das ist teils Übertreibung, teils Mischung von Wahrem mit Falschem.

Gewiß, die Sprache ändert sich, solange sie lebt, und es kann vorkommen, daß sich Sprachreiner gegen Änderungen stemmen, die unvermeidlich und berechtigt sind. Als einzelne Engländer anfangen, das Relativpronomen wegzulassen (the man I saw), mögen das die Professoren für einen Fehler erklärt haben; heute halten wahrscheinlich alle Engländer und die meisten Deutschen diese kurze und bequeme Redeweise nicht allein für schön, sondern auch für richtig. Vielleicht haben manche Gelehrte auch protestiert, als das Wort Bildung von der Körperform auf die Form der Seele übertragen wurde. Aber die grammatischen und logischen Fehler, die Wustmann rügt und der Kladderadatsch verspottet, werden wir auch ohne Mauthners Erlaubnis immer Fehler nennen. Wenn das badische Amtsblättle schreibt: „Ein Dchs sucht Gustav Schaible,“ so werden wir den Deutschen sagen: ihr habt euch unter dem Einflusse des Französischen daran gewöhnt, den Akkusativ dem Nominativ gleich zu machen, oder mit andern Worten auf einen besondern Akkusativ zu verzichten. (Manchmal wird auch noch dazu das Geschlecht französisiert; die Dienstmädchen fragen: soll ich der Buhter bringe?) Das mögt ihr nun halten, wie es euch beliebt — es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß euch die übrigen Deutschen darin folgen werden. Aber solange ihr keinen Akkusativ habt, müßt ihr euch auch der französischen Wortstellung bedienen, damit man weiß, was Subjekt und was Objekt sein soll, denn nicht immer kann man das so leicht erraten wie bei der angeführten Anzeige. Und außer den grammatischen Fehlern und Inkorrektheiten gibt es Geschmacklosigkeiten, die sich meist auf einen logischen Fehler zurückführen lassen. Sogar vornehme Zeitungen schreiben: Der Zusammentritt des Reichstags steht vor der Thür. Soll es nicht erlaubt sein zu sagen, daß das Unsinn ist? Daß nicht der Tritt, sondern das Bein vor der Thür steht, und daß das Bein nicht steht, wenn es tritt, das ist schreiet? Und will uns Mauthner wirklich einreden, ein solcher Sprachgebrauch sei dem richtigen gleichberechtigt? Wenn man sagt: Der Reichstag wird sich nächstens versammeln, so darf man diesen Satz doch wohl richtig

nennen. Mauthner wird ja vielleicht auch aus ihm ein Wippchen heraustifteln, denn er glaubt, jedermann spreche in lauter Wippchen. Oder will uns Mauthner verwehren, eine ciceronianische Periode, in der die Grammatik deutlich als angewandte Logik erscheint, nicht allein schöner, sondern auch richtiger zu finden als jeden beliebigen Satz aus den *leges barbarorum*? zum Beispiel *si de plagas haldii aut servi manus aut pedis sideratum fuerit* usw. Beim Untergange des römischen Reiches wurde die lateinische Sprache von den Barbaren verhunzt, im siebzehnten Jahrhundert verwilderte die deutsche Sprache mit dem von Kriegsgreueln heimgesuchten Volke und unter dem Einfluß der sich auf deutschem Boden tummelnden ausländischen Soldateska und Diplomatie. Heute droht eine andre Gefahr. Wie nach Mauthners Ansicht, der in diesem Punkte Recht haben mag, vor dem Gebrauch der Schrift kein Anlaß war, aus dem Satze die Worte auszusondern, so konnte es noch weniger in einer bloß gesprochenen Sprache zu einer Grammatik, zur Unterscheidung des logisch richtigen vom falschen Ausdruck kommen. Sprechende verstehen einander immer, wenn sie nicht — und das kommt vor Einführung der Schrift nicht vor — über gelehrte Gegenstände sprechen; und die Richtigkeit eines Satzes zu prüfen fällt schon darum niemand ein, weil das verhallende Wort sofort vergessen wird, und dem Hörenden nicht der vollständige Satz, sondern nur der mitgeteilte Gedanke im Gedächtnis bleibt. Erst wenn der Satz geschrieben oder gedruckt dem Auge vorliegt und der Prüfung standhält, wird er auf seine Richtigkeit geprüft. Nun haben in den klassischen Sprachperioden, wo verhältnismäßig wenig geschrieben und gelesen wurde, nur geistig hervorragende Personen für die Öffentlichkeit geschrieben, oder wenigstens war die Zahl der schreibenden Stümper nicht so groß, daß sie die Literatur beherrscht hätten. Seit der französischen Revolution aber herrscht die Zeitungspressen, und zwar gegenwärtig in dem Maße, daß neun von zehn Menschen zwar täglich ihre Zeitung aber im Jahre kaum ein Buch lesen. Die Zeitungschreiber aber, und namentlich die Berichterstatter, sind zu einem großen Teil verdorbne Gymnasiasten und Studenten, auch Kaufleute und aus andern Berufsarten, mitunter aus dem Handwerk, in die Presse verschlagne Leute, von denen von vornherein gediegne Bildung, logische Schulung und gewissenhaft sorgfältiges Arbeiten nicht erwartet werden kann, und solches wird auch durch die Hast, mit der das Zeitungspersonal arbeiten muß, meist unmöglich gemacht. Rechnen wir nun noch die ins unendliche gehende Verzweigung der Wissenschaften und der technischen Berufe hinzu und den Umstand, daß jede Spezialität ihre Kunstausdrücke und ihre fachmännischen Wendungen in die allgemeine Schriftsprache einschleppt, so reicht das, abgesehen von manchen andern Einflüssen, schon hin, eine Periode der Sprachverwilderung heraufzuführen. Da jedoch andrerseits auch die Zahl der gründlich Gebildeten und der Leute von gutem Geschmack nicht klein ist, so können deren vereinte Bemühungen die unvermeidliche Wandlung des Sprachgebrauchs einigermaßen beeinflussen und es vielleicht durchsetzen, daß die Fortbildung der Sprache mehr vom guten Geschmack und von der Logik als vom schlechten Geschmack und der Unlogik geleitet wird. Gelingt es nicht, so haben die Sprachreinerer wenigstens ihre Pflicht erfüllt gegen die deutsche Sprache, die ja auch Mauthner mit liebens-

würdiger Inkonsequenz als ein kostbares Gut schätzt. Da er die Sprache überhaupt verachtet, müßte er auch sie verachten. Anerkennung verdient es, daß ihn seine Sprachkritik zum grimmigsten Feinde des heutigen öden Zeitungs-, politischen und Literaturgeschwäzes macht; er predigt Enthaltung von unnützen Worten trotz einem Kartäuser. Verwandte alte Klagen wiederholt er in folgendem. „Auch in der wissenschaftlichen Literatur ist des Geschwäzes mehr, als man glauben sollte. Parasitisch ist die Masse auch im gelehrten Schrifttum. Wenn das nicht wäre, so könnte gar nicht so viel geschrieben und gelesen werden, wie es geschieht. Denn der hervorragende Kopf, dessen Schriften allein die schriftliche Aufbewahrung verdienen, kann nicht anders als der Mehrzahl seiner Zeitgenossen unverständlich sein, eben weil er sich seine eigne Sprache geschaffen hat. Es ist darum nicht mit Bitterkeit, sondern vielmehr mit verzweifelt gütigem Lachen wahrzunehmen, daß die Armut das Schicksal der außerordentlichen Männer ist und bleiben muß, daß der Spinoza ewig Brillengläser schleifen muß, um die Notdurft seines Leibes zu befriedigen. Das Volk gleicht darin dem Fürsten, der neue Mäcen dem alten. Volk und Fürst haben ihr Geld nur für die Taschenspieler und Schwäzer, weil sie nur bezahlen, was sie genießen können.“ Zu den Dingen, in denen man Mauthner beistimmen muß, gehört auch der Nachweis, daß eine phonetische Orthographie unmöglich ist; ein Nachweis übrigens, den der Verfasser der sonderbaren Geschichte im 24. und 25. Hefte der Grenzboten eigentlich noch hübscher geführt hat.

Wundt kritisiert im letzten Kapitel seines Werkes die Hypothesen über die Entstehung der Sprache. Er behandelt mit Recht dieses viel erörterte Thema als einen im Grunde genommen überflüssigen Anhang. „Ein Standpunkt außerhalb der Sprache, die Voraussetzung eines Zustands, in welchem der Mensch nicht nur der Sprache, sondern auch aller der Eigenschaften entbehrt hätte, aus denen sie hervorgehn mußte, eine solche Voraussetzung ist für die Psychologie eine leere Fiktion, mit der sich nichts anfangen läßt, weil sie die Bedingungen beseitigt, mittelst deren die Existenz der Sprache überhaupt zu begreifen ist.“ Wie aber, diese Bedingungen vorausgesetzt, die Sprache entstehen konnte und mußte, das hat ja Wundt gezeigt. Daß sich die Männer, die das Problem in seiner ältern, durch die Psychologie als falsch aufgezeigten Fassung behandelten, große Verdienste um die Sprachwissenschaft im allgemeinen erworben haben, wird natürlich anerkannt, und namentlich wird Herders Bedeutung hervorgehoben. Als die vier Haupttheorien nennt Wundt die Erfindungstheorie, die Nachahmungstheorie, die Naturlauttheorie und die Wundertheorie. Seine Widerlegung dieser vier Theorien finde ich nun zwar überzeugend, mache jedoch in Beziehung auf die Wundertheorie einen kleinen Vorbehalt. Ohne über Vorgänge, von denen wir schlechterdings nichts wissen können, etwas Gewisses auszusagen zu wollen, halte ich es doch für unwahrscheinlich, daß Gott die Welt und jede Art organischer Geschöpfe, zuletzt den Menschen, in einem plötzlichen Schöpfungsakt sollte hervorgebracht und den Menschen dann sprechen gelehrt haben, und glaube mit der heutigen Naturwissenschaft an die Entwicklung. An eine Entwicklung jedoch, die sich nach dem Willen und Plane der höchsten Intelligenz und unter deren Leitung vollzogen haben muß. Sofern nun die Fähigkeit der Elemente,

durch Vereinigung und Trennung die verschiedensten Wesen aufzubauen, nicht ein Ergebnis des Naturlaufs, sondern die vom Schöpfer gesetzte Bedingung seines Anfangs ist, darf man sie als etwas außerhalb der natürlichen Entwicklung und vor ihr liegendes ein Wunder nennen. Und mag man sich die psychophysischen Bedingungen der Sprache, die mit denen der Menschenvernunft zusammenfallen, als in die ersten Daseinsbedingungen der Welt eingeschlossen oder ihnen auf einer gewissen Stufe der allgemeinen Entwicklung zugegeben denken, jedenfalls erscheinen auch sie als ein Wunder. Die wichtigste der Bedingungen, die die Sprache möglich machen, ist die Zuordnung von Sprachwerkzeugen zu einem für die Entwicklung von Vernunft tauglichen Gehirn. Hätte der Schöpfer die Pferde den Menschenverstand entwickeln lassen, den dem klugen Hans seine Verehrer zuschreiben, so würde er sie auch Organe haben entwickeln lassen, die sich zur Gedankenmitteilung besser eignen als Pferdehufe. C. J.



Konstantinopolitanische Reiseerlebnisse

Von Friedrich Seiler

4. Streifzüge in der weitem Umgegend



er längere Zeit das Studium einer fremden Großstadt in Staub, Rauch und Hitze betrieben hat, dessen Nerven sehnen sich nach Abspannung. Eine solche gewährt dem Stambulfahrer fast mehr noch als der Bosporus eine Tagesstour nach den reizend an der asiatischen Küste liegenden Prinzeninseln. Es war an einem herrlichen Mai-morgen — die abendländische Christenheit feierte gerade Pfingsten, das lieblichste Fest —, als wir auf der „neuen Brücke“ an der Abfahrtstelle des Dampfers erschienen. Viel zu früh. Man kommt in der Türkei überhaupt nie zur richtigen Zeit, wenigstens überall da, wo die türkische Zeit gilt. Das ist auch so eine unmoderne und unmotivierte Schikane für den Fremden, die mit Eigensinn gerade bei den Dampfschiffahrtsplänen festgehalten wird. Der türkische Tag läuft von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang und hat vierundzwanzig Stunden, mögen die Tage nun kurz oder lang sein. Folglich sind die türkischen Stunden jeden Tag von verschiedner Länge, und die türkische Uhr müßte jeden Tag anders gestellt werden, wird es aber nur jeden fünften. Der Fremde hat nun die angenehme Aufgabe, die türkischen Stunden in seine fränkische Zeit umzurechnen, was nie gelingt. Wir mußten die verlorren anderthalb Stunden, so gut es ging, durch Herumbummeln hinbringen. Ich sah mir die zehn Minuten von der „neuen Brücke“ entfernte „alte“ an. Sie ist jetzt antiquiert, schäbig, baufällig und viel weniger benutzt als ihre jüngere Schwester. Als ich an der Abfahrtstelle wieder mit meinem Genossen zusammentraf, hatte sich das Bild stark geändert. Vorhin war es einsam gewesen, jetzt flutete um den engen Schalterraum auf der feuchten Landungs- ponte die Menge der Sonntagsausflügler, meistens Griechen und Levantiner. Ein kleiner schwarzer Herr nahm sich unser freundlichst an, löste im heißen Gedränge unsre Billetts und geleitete uns auf das richtige Schiff. Er sprach mit uns ein gutes Französisch ohne die den Griechen eigne Lippelei und stellte sich uns als Monsieur Joaillier, königlich preussischen Hophotographen, vor. Er ist in der Tat